
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 183. Bromberg, den 12. August 1932.

„Antworte, Charlie, die Zeit verrinnt"

Roman von Rolf Brandt.

(14. Fortsetzung.)

Austin Brown saß in seinem Bureau mit dem großen Schreibtisch und den grünen Plüschsesseln. In der Ecke standen große, schwer gearbeitete Holzkisten mit amerikanischen Geheimakten. Um die Kisten waren von außen starke Eisenbänder genagelt, und sie waren auch innen mit Stahlblech ausgeschlagen.

„Man sollte den ganzen Unsinn verbrennen!" sagte Austin. „Ich werde genug Ärger mit dem Transport haben.

Auf seinem Tische lag ein Riesenkonvolut von ein paar hundert Blättern. „Also los!" Er legte die Beine neben die großen blauen Pappumschläge, in denen die Blätter ruhten, tat ein paar mächtige Züge aus der Pfeife und begann zu lesen. Es war die Geschichte der amerikanischen Besatzungsarmee in Deutschland. Verdammt, sie hätte geradezu von einem deutschen Professor geschrieben sein können!

Austin stierte noch einmal böse auf die Kisten, dann begann er: „Koblenz in Vergangenheit und Gegenwart. Die frühesten Überlieferungen des Rheins zeigen an, daß auf dem Platz, wo Koblenz nun steht, ursprünglich ein altes römisches Kastell stand, das von Drusus um 9 v. Chr. errichtet wurde. Die Ruine einer alten Militärstraße, die im Jahre 270 während der Regierung des Aurelian gebaut wurde, hat man gefunden . . . Verdammte Ruinen!" Er blätterte über die nächsten Seiten. Gott sei Dank, da war man schon wenigstens im Jahre 1794! „Im Jahre 1794 wurde die Stadt genommen von der Revolutionsarmee unter Marceau. Im Jahre 1801 wurde sie die Hauptstadt des Mosel- und Rheindepartements. Dreizehn Jahre später wurde sie von den Russen besetzt."

Himmel, Hölle und Affenschwanz, ich möchte wissen, ob die Russen hier auch so viel geheiratet haben wie die Amerikaner! Er schmiß den Band, der sauber geheftet war, mit einem Ruck auf die Schreibtischplatte zurück. Die zweite Mappe trug als große Überschrift: „Das fünfte Infanterie-Regiment. Geschichte. Das fünfte Infanterie-Regiment rechnet seine Entstehung und seinen ununterbrochenen Dienst vom 17. Mai 1815. Das Regiment ist das drittälteste, weil es mit dem vierten Infanterieregiment zusammengeschlossen wurde . . ."

„Ach, mein Gott!" sagte Brown.

„. . . Nach dem Vertrag von Guadalupe-Hidalgo am 2. Februar 1848 kehrten die Truppen aus dem Mexikanischen Krieg zurück, und von diesem Zeitpunkt bis zum Ausbruch des Bürgerkrieges war das Regiment an der Indianerfront . . ."

Die Ordonnanz trat ein. Der Soldat des glorreichen fünften Regiments stieß die Tür mit einem Fußtritt auf. Das hatte er nötig, denn in der rechten Hand trug er ein Tablett mit Tee, Toast und Marmelade, in der linken eine Depesche.

„Gib schon her!" sagte Brown und nahm ihm den Umschlag mit der Depesche, die recht umfangreich zu sein schien, ab. Privatdepesche aus Paris; Unterschrift: Richard. „Unbedingt notwendig, Altem alles erzählen. Pariser Theater Revuepremiere, in der ganzer Vorfall lächerlich gemacht wird. Alle Zeitungen schreiben darüber. Gemeine Intrige. Benachrichtigt auch Dorothy und Brigitte! Tut das Beste! Alter soll nicht über Paris fahren."

Es sind Schufte! dachte Austin als erstes. Dann, meine persönliche militärische Laufbahn scheint ja nun zu Ende zu sein . . . Dann, die Lumpen hätten dem alten Mann das ersparen können. Pfui Deibel! Am besten ist es, jetzt nicht mehr nachzudenken.

Er ging in sein Schlafzimmer, zog sich ganz ruhig die Uniform mit den langen Hosen an, bürstete ein wenig am Kragen, sah nach, ob die vielen Ordensbänder vorschriftsmäßig saßen, tat den breiten Gürtel mit einem Ruck um die Taille, klingelte, befahl das Auto.

Dann sagte er zu dem Leutnant Morton: „Klingeln Sie sofort beim General an! Ich werde ihm in fünf Minuten eine wichtige dienstliche Meldung zu machen haben . . . Nein, ich bin nicht verrückt! In fünf Minuten!" Er zog die Handschuhe an und griff nach der Mütze.

Das Telephon klingelte. Leutnant Morton meldete dienstlich: „Colonel Castner wünscht den Captain zu sprechen." Er reichte Austin den Hörer.

„Hier Colonel Castner! Spreche ich mit Captain Brown?"

„Very good, Oberst."

„Hören Sie, Brown! Colonel Tilson, der im Auftrage des Präsidenten Harding hier ist, hat mir eben mitgeteilt, daß das Staatsdepartement den Vorstellungen Englands und Deutschlands folgen wird. Colonel Tilson hat sich von der Notwendigkeit überzeugt, daß eine gewisse Anzahl amerikanischer Besatzungstruppen nach dem 1. Juli noch in Deutschland bleibt. Auch der General hat nach der Besprechung mit Colonel Tilson seinen Entschluß geändert. Befehl des Kriegsministers, daß auch Sie und die Nachrichtenabteilung bis auf weiteres Ihren Sitz in Koblenz behalten!" Der Oberst machte eine kleine Pause; dann fügte er sehr freundlich hinzu: „Na, freuen Sie sich, Brown? Ich hatte den Eindruck, Sie hätten sich hier ganz gut eingerichtet . . ."

„Very good, Oberst!"

„Lieber Brown, Sie machen mir einen etwas bekümmerten Eindruck. Wie geht's denn Dorothy Warner?"

„Ich habe ihr niemals Blumen gebracht, Oberst."

„Ach ja, das war die junge Frau . . . Na — und?" Da Captain Brown nicht antwortete, fuhr der Oberst mit plötzlicher Erleuchtung fort: „Ach ja — richtig: Ist, ist... sagen Sie, ist denn Brigitte Warner noch in Rom?"

„Befehl, Oberst, ich weiß es nicht."

„Hören Sie mit dem „Befehl" auf! Na ja, mir fällt allerlei ein . . . Aber Hund ist Hund, und Dienst ist Dienst. Also, Sie bleiben vorläufig hier und der General auch, im ganzen drei Bataillone. Ich kann es Ihnen übrigens ganz genau sagen: einhundert neunundsechzig Offiziere und zwei-

tausend zweihundertundsiebzehn Mann, wenigstens vorläufig. Good bye!"

„Good bye!" sagte Brown mit kaum vernehmbarer Stimme.

So, dachte Austin Brown, nun ist die Schweinerei komplett! Das Auto stand schon am Ende des Kiesweges vor der Gartentür.

Der General empfing seinen Nachrichtenoffizier mit einem leichten ironischen Lächeln. „Sie haben es immer so eilig, Brown . . . Aber das macht wohl Ihre besondere Aufgabe? Ich erinnere mich, alle Nachrichtenoffiziere haben es so furchtbar eilig. Also, was gibt's?"

Austin hätte jetzt lieber in der ersten Feuerlinie gestanden, aber schließlich, man mußte schon tapfer sein, wie es auch traf; man konnte es sich nicht aussuchen. „Melde General, der belgische Fürst, der hier war und den Leopoldsorden an Herrn General überreichte, war ein Hochstapler!"

„Sie gehen etwas weit, lieber Brown. Die Ordensverleihung ist im belgischen Moniteur mitgeteilt worden. Das ist kein Blatt für Hochstapler, mein Lieber!"

„Melde, General, daß die Veröffentlichung nur erfolgte, um das Prestige der amerikanischen Armee zu schonen."

„Hell and Maria!" schrie der General. „Damned your eyes!" Der General Warner ging mit langen Schritten von der einen Ecke des Zimmers in die andere, immer haarscharf an dem Captain Brown vorbei, der in Haltung dastand. „Wissen Sie, was Sie sind, Brown?" fragte der General.

„Very good, General! Ein Idiot!"

„Da ist nichts hinzuzufügen."

„Very good, General!"

Plötzlich unterbrach General Warner seinen Sturmlauf und warf sich in einen der Ledersessel, daß das Möbel in allen Fugen krachte und von dem alten, kostbaren Glaslüster ein paar Kristalle auf die Erde fielen. Warner sah aufmerksam auf das zersplitterte Glas. Dann begann er zu lachen, daß es aussah als ob die Stöße, die aus dem Innern kamen, diesen sehnigen Soldatenkörper zerreißen würden. „O Brown, ich Rindvieh, Sie Rindvieh! Ein Hochstapler? Der großartigste Witz, den ich je gehört habe! Mein Gott, müssen die anderen erst gelacht haben! Seit wann weiß man denn die Geschichte?"

„Sie war streng geheim; aber ich habe heute ein Telegramm bekommen, daß sie plötzlich durch die Pariser Zeitungen geht."

„Seit wann wissen Sie, Captain?"

„Ich wußte sofort, General."

„Sie sind ein Feigling, Brown!"

„General, ich glaube, ich habe das nicht verdient . . ."

„Warum nicht?"

„Es war ja noch eine Lady im Spiel!"

„Um so schlimmer!" sagte General Warner.

„Ich tat, was ich konnte, ich habe Frau Brigitte Warner mit allen Mitteln von ihren Schritten abzuhalten versucht. Sie hat mir nicht geglaubt. Sie nahm an, ich sei eifersüchtig."

„Nun sind Sie doch tapfer, Brown", sagte der General. Er streckte ihm mit einer breiten Bewegung die Hand hin. „Es ist in Ordnung, ich wollte Sie nicht kränken." Er wischte sich mit dem Handrücken eine Lachträne aus dem Gesicht. Nach einer kleinen Pause stand er auf und sah mit seinen guten blauen Augen seinen Nachrichtenoffizier an. „Brown, Sie hätten mir trotzdem Meldung machen müssen! Im übrigen werde ich mit keiner Miene zucken. Ein verdammter Junge! Aber gut, Brown, sehr gut! So, und nun lassen Sie mich allein! Ich möchte sofort an meine Schwägerin telegraphieren."

An der Tür machte Brown noch einmal halt, tat einen tiefen Atemzug. „General, eine persönliche Bitte . . ."

„Reden Sie, Brown! Aber, wenn ich bitten darf, ein bißchen schnell! Die Sache ist doch verflucht ärgerlich und vielleicht sogar schmerzlich."

Brown nahm wieder dienstliche Haltung an. „Ich bitte um Urlaub, General, um Urlaub nach Rom."

„Jetzt, ausgerechnet jetzt? Colonel Tilson ist hier, es wird zu tun geben. Vielleicht kommt ein neuer belgischer Prinz . . ."

Brown stand in Haltung.

„Ich sage Ihnen, wir erleben hier noch die tollsten Schweinereien. Es ist kindisch, daß wir hierbleiben müssen, jämmerlich ist das! Ich habe das schon einmal diesem deutschen Reporter gesagt, den Sie hergeschleift hatten. Er hieß Meirös oder so ähnlich . . ."

„Very good, General!" sagte Brown. Seine großen blauen Augen suchten den General.

„Sie wollen mich wohl hypnotisieren? Starrt einen an . . . Also, fahren Sie nach Rom! Melden Sie sich aber in fünf Tagen zurück!" Nach einer Pause, da Captain Brown immer noch nichts antwortete, fuhr Warner fort: „Soll ich nun telegraphieren oder nicht? Sie meinen nicht?" sagte er dann. „Schön, also fünf Tage . . . Grüßen Sie Brigitte, und machen Sie alles so gut wie möglich!" Er trat plötzlich ganz nahe auf Brown zu, schlug ihn fest auf die Schulter: „Also, Brown, so gut wie möglich! Hallo, guter Junge, ich wünsche Ihnen wirklich Glück! Sie ist ein schönes Stück Frau, obwohl sie sich ziemlich dämlich benommen hat. Good bye!"

(Fortsetzung folgt.)

Seine Exzellenz spart.

Skizze von Sophie Droste-Hülshoff.

Diese Geschichte ereignete sich in jenen fernen Tagen, da das Land Österreich noch von dem doppelköpfigen k. u. k. Adler beschirmt wurde. Damals hauste im Justizministerium zu Wien der Justizminister Baron v. N. Der alte Herr war im Laufe langer Dienstjahre schon etwas morsch und klapprig geworden, sein noch volles Haupthaar war schneeweiß und ebenso sein stets sehr sorgfältig gestutzter Kaiser-Franz-Josef-Backenbart. Er pflegte auch während der Vorträge, die ihm seine Ministerial- und Hofräte hielten, öfters ein wenig einzunicken, jedoch vermochte er dann und wann immerhin noch eine recht beachtenswerte Energie zu entwickeln. Und zwar meistens dann, wenn seine Umgebung ganz und gar nicht darauf gefaßt war.

Auch an jenem Morgen, an dem das lange Schreiben des Kaufmanns Mikulitz, der sich in irgend einer Prozeßsache beschwerdeführend an das Justizministerium wandte, eintraf, hatte Baron v. N. gerade wieder einmal seine energische Periode. So ärgerte ihn zunächst schon die bloße Tatsache, daß dieser Mikulitz sich erlaubte, ihn, den Herrn Justizminister, höchstpersönlich mit seinen Angelegenheiten zu behelligen. Was ihn aber vollends in hellen Zorn versetzte, war der Umstand, daß dem Kaufmann Mikulitz das Versehen unterlaufen war, bei der Absendung seiner Epistel diese zu niedrig zu frankieren und daß nun die Post dem Justizministerium zehn Heller Strafporto angerechnet hatte. Eine solche unnötige Belastung der Kasse empörte Baron von N., und er befahl daher seinem getreuen Adlatus, dem Ministerialrat Wurzer, unverzüglich dafür zu sorgen, daß der Absender Mikulitz zur sofortigen Rückerstattung der zehn Heller veranlaßt werde. Auf den bescheidenen Einwand Wurzers, daß man in diesem Falle soundso viele Personen bemühen und eigens weitere zehn Heller Briefporto opfern müsse, brummte Seine Exzellenz: „No, wie soll man 's denn sonst machen? Soll vielleicht gar 's Ministerium 's Geld auslegen?" Man könne ja den Betrag aus dem geheimen Fonds, der dem Herrn Minister zur Deckung unvorhergesehener Ausgaben zur Verfügung stehe, bezahlen, meinte Wurzer mit unterdrücktem Lächeln. Aber da kam er schön an. „Was fallt denn Ihnen ein!" fauchte Baron von N. schwer gereizt, „wann ma immer so umgeh'n tät mit'm Geld, da schauet's ja bald gut aus mit unserne staatlichen Finanzen! Aber natürli, immer großzügig, so seid's Ihr jungen Leut von heutzutag'! Bei mir aber gibt's dös net, bei mir wird g'spart! Der Mikulitz soll den Schaden, den er ang'richt hat, nur auch ersetzen! Und Sie, Sie schauen, daß er's tut, verstanden?" Daraufhin verbeugte sich Ministerialrat Wurzer, der auch schon reichlich graue Haare hatte, schweigend und verließ mit der Miene eines Gekränkten den Raum.

Nun setzte sich die Staatsmaschinerie in Bewegung. Etwas langsam und widerwillig zwar, aber sie kam in Gang.

Zunächst erlaubte sich Wurzer einige despektierliche Gedanken über den Spareifer seines hohen Chefs, dann brummte der Inspektor des Bureaus, das die Sache weiter verfolgen mußte, über die unnötige Arbeit, und hierauf ärgerte sich der Kanzleischreiber, weil er wegen der zehn Heller zwei seiner großen, wappengezierten Papierbogen vollschreiben sollte. Später fluchte noch der Postbote, der das gewaltige Amtsschreiben über vier Treppen zu Mikulitz hinaufbeförderte, nach Kräften. Schließlich aber gelangte das Dokument doch glücklich in die Hände des Missetäters, der sich schleunigst hinsetzte und dem Herrn Justizminister mit einem untertänigen Entschuldigungsbrief die zehn Heller in Postmarken zurückerstattete. Am anderen Tage las Baron von R. das Schreiben aufmerksam durch, ließ sich die Riesenmappe, in der die Postwertzeichen für den Bedarf des Justizministeriums verwahrt wurden, herbeibringen, legte die beiden Fünfermarken des Kaufmanns Mikulitz eigenhändig zu den übrigen und war dann erst befriedigt.

Eine Woche später herrschte im Justizministerium größte Aufregung. Infolge einer höchst nachlässigen Buchführung und ungenauer und mangelhafter Eintragungen war im Ressort des Kassierers Mayrhofer plötzlich ein Fehlbetrag von zwanzigtausend Kronen entstanden — und kein Mensch konnte sich erklären, wo die Summe hingeraten war. Voll Bestürzung berieten die Ministerial- und Hofräte, auf welche Art und Weise man Seine Exzellenz möglichst schonend von dem unliebsamen Vorfall in Kenntnis setzen sollte und wußten sich nicht zu helfen. Endlich faßte sich Ministerialrat Wurzer ein Herz. Vorsorglich wartete er, bis Baron von R. seine vormittägliche Jause zu sich genommen hatte und darum erfahrungsgemäß milder gestimmt war, begab sich dann zu ihm und machte ihm vorsichtig Mitteilung von dem Geschehenen. Diesmal aber hatte Baron von R. gerade keinen energischen Tag.

„Was S' net sagen! Soviel Geld fehlt — ja, wie hat denn der Mayrhofer grad so a Schlamperei fertig 'bracht?" erkundigte er sich ziemlich uninteressiert. Wurzer beeilte sich, genau zu erklären, was die Untersuchung der Angelegenheit ergeben hatte. Er sprach wohl fast eine halbe Stunde lang, und Seine Exzellenz hörte zu — und schloß langsam die Augen — — —

„So also hat sich, den Nachprüfungen zufolge, die Sach' abg'spielt!" endete Wurzer seine Rede schließlich mit erhobener Stimme. Baron von R. erwachte daraufhin mit einem Ruck aus einem wunderschönen Traume, der ihn weit weg von allen Amtsgeschäften und zu einer fröhlichen „Backhendelpartie" nach Rodaun entführt hatte. Er stieß einen tiefen Seufzer aus, der jedoch weit mehr den gleichzeitig mit dem schönen Traume entschwundenen Backhendeln als der Betrübnis über den Geldverlust galt und fragte: „Was is denn mit dem Mayrhofer g'schehen?"

„Der ist einstweilen zur Disposition g'stellt worden!" erwiderte Wurzer.

„So, no laß'n S' ihn nur weiterarbeiten! Soll er halt an anders Mal besser aufpassen!" meinte Seine Exzellenz gnädig.

„Und was wird wegen dem Fehlbetrag von zwanzigtausend Kronen?"

„Ja no, da kann ma halt nix mehr machen! Muß halt aus dem geheimen Fonds abgedeckt werden — und wann der net langt, aus dem Reservegeheimfonds! Man kann halt net immer sparen, net wahr, und zu was wär'n denn auch solcherne Fonds schließlich da?"

Der billige Jakob.

Eine Jahrmarktsgeschichte von **Gustav Renker.**

Seinen Stand hat er an einem ausgezeichneten Platz, zwischen der Post und dem Wirtshaus. Ein großes Zeltdach über dem Kopf und einen alten verschlissenen Teppich unter den Füßen. Sogar ein Automobil hat er, einen uralten Klapperkasten, der auf seiner Ladebrücke all die bunten nützlichen, schönen kitschigen Dinge von einem Dorf ins andere trägt, wo eben gerade Jahrmarkt ist.

Er heißt natürlich nicht Jakob. In seinem Handelsschein steht „Theodor Brand, Kaufmann". Genau so wie es vor Jahren über dem schmucken Laden in einer großen Straße der Hauptstadt stand. Das war sehr schön und er damals noch jung. — Fort damit!

„Der billige Jakob ist da, hopsassa, tralala. Geburtstag hat er heut — drum kriegt ihr's fast umsonst ihr Leut'."

Er hat keine schöne Stimme, krächzend, heiser, sich überschlagend. Er hat sogar zwei Stimmen. Die eine kommt aus dem Mund, die andere — weiß der Kuckuck, woher sie kommt. Aus der Gurgel, aus dem tiefsten Kehlkopf? Spaßeshalber, als Ulk für Gesellschaften, hat er es einmal gelernt, das Bauchreden.

Der billige Jakob und Gesellschaften. Der Gegensatz der beiden Worte nimmt sich dumm aus. Aber es war doch einmal so, bevor der große Krach kam, der ihn in die Tiefe warf. Sitzt man wirklich in der Tiefe, hier unter dem Zelt der Jahrmarktsbude? Er fährt mit der flachen Hand durch die Luft, will Gespenster verscheuchen. Die Leute drängen sich um ihn, schweigen mit einem Mal. Aha, der Jakob will reden — jetzt wird's lustig.

„Ein Paar Hosenträger aus Elefanten-Mammutgummi, unzerreißbar. Amerikanisches Fabrikat, Ladenpreis fünf Mark — ach was, Geburtstag ist heut', vier Mark, drei, zweieinhalb. Und noch einen Bleistift dazu — noch eine Rasierklinge, scharf wie Siegfrieds Schwert — alles zusammen nur zwei Mark. Bum."

Er haut mit der Faust auf den Tisch, stärker als sonst — es ist Ärger über sich selbst in diesem Schlag. Wieder so ein vermaledeiter Rückfall. Scharf wie Siegfrieds Schwert — was wissen die von Nothung?

„Scharf wie Pfeffer." Jetzt lachen sie. Das hat eine hohe piepsende Stimme gesprochen, die metergroße Puppe, die als Bauernjockel gekleidet, mit bammelnder Zipfelmütze blöd stierend auf dem Warenberg sitzt.

Der Jakob beugt sich zur Puppe. „Was sagst du, Benjamin?"

„Zu billig bist du. Kaputt machst du dich", quietscht die Puppe.

„Zwei Mark der Patenthosenträger, der Bleistift, die Rasierklinge . . ."

„Zu billig bist du."

„Halt's Maul!" Benjamin kriegt einen Stoß, wackelt vornüber, droht vom Tische zu gleiten. Der billige Jakob fängt ihn rasch auf, hat ihn am Fuß erwischt. Das winzige Puppenschühlein bleibt in seiner Hand. Es ist so klein, daß es die Faust spielend umfängt, die Faust, die Schwielen hat, weil man jeden Tag, in jedem Dorf, nach jedem Angebot beteuernd auf den Tisch haut. Einmal war sie weich und die Haut gepflegt. Das Kinderschühlein lag darin sanft gebettet. Langsam hebt der Jakob das winzige Ding empor und betrachtet es. Denkt an ein anderes Schühlein — das gehörte allerdings nicht der blöden Puppe Benjamin. Das umschloß einen lebenden, warmen Fuß, trug einen molligen Kinderkörper und auf ihm ein Köpfchen, das von braunen Locken umflattert war. Das alles hat der wilde Strom fortgerissen — damals. Not und Unglück bricht die Liebe leichter als man denkt. In erbaulichen Büchern steht es zwar anders, aber . . .

„Jakob, bist eingefroren?" schreit ein langer Kerl mit der Pfeife im Mund.

Das Schühlein fällt auf einen Berg von Bändern und Knöpfen. „Eingefroren, du Knalldepp? Der Jakob friert nie, weil er die modernen Kamelhaarhalstücher trägt, direkt aus der Türkei eingeführt, kosten mich selbst drei Mark. Ich gebe sie für zweieinhalb und dazu ein Päckchen Patentdruckknöpfe von Edison, dem Edi sein Sohn. Und eine Zahnbürste — alles zusammen eine Mark fufzig. Bum."

Der Benjamin sitzt da, auch seinen Schuh hat er wieder am Fuß. Glotzt vor sich hin über die vielen Menschen, die aus Tälern und Gräben ins Dorf zum Markt gekommen sind. Sie schieben sich langsam durcheinander, fast feierlich — Marktbesuch ist ja wirklich Feiertag für die Bauern der Einöde. Rote und blaue Luftballone hängen zu Trauben gebündelt über den dampfenden Körpern und Köpfen, irgendwo trillert ein Vogelstimmenpfeiflein, und von ferne plärrt die Drehorgel des Karussells.

„Ein Paar Strümpfe aus Kaschmirwolle, dazu ein Lebkuchenherz —" Jakob hält es hoch. „Ich bin dir 8 = 4 + 4" steht darauf. Das ist zu sinnig. Ein Dutzend Bauernpranken greifen danach, die Herzen fliegen hinaus, die Geldstücke herein

„Jakob, guck, seine Leute — aber das Auto kommt nicht durch, hi, hi, hi!" kichert die Puppe Benjamin.

Ein betreßter Chauffeur flucht mitten im Marktgewühl. Hätte er das gewußt, so wäre er um das Dorf gefahren. Was kümmert den Jakob das Auto? Die Leute kaufen ihm ja doch nichts ab.

„Der billige Jakob ist da, hopsassa, tralala!" kreischt er. Und der Benjamin jodelt dazwischen „Juchu, juchheisassa!"

Lachen klirrt auf, heller, feiner als das Bauerngröhlen ringsum. „Ein billiger Jakob — komm, da hören wir zu."

Die Bauern stehen wie ein Wall, hier sind sie Herren, das ist ihre Sache. Was wollen die Stadtleute da? Der Jakob und die Puppe Benjamin gehören ihnen. Zwei Köpfe in der Menge — nein, die beachtet der Jakob noch nicht. Aber zwei Augen, die ihn anstarren. Der Jakob fühlt sie, noch ehe er sie sieht. Der Blick dieser Augen kommt wie ein altes Lied aus schönen Tagen zu ihm. Und jetzt bricht das Lied ab, schrill, in einem Mißklang. Die Augen werden starr, weiten sich, glauben nicht, was sie sehen.

Ein Kinderkopf hebt sich über die Menge. Der Jakob hat nach etwas gefaßt, die grobe, vom Zuschlagen harte Faust hat unwillkürlich den Benjamin erwischt, die Puppe aus Tuch und Sägespänen. Über den runden Bauernhüten strecken sich kleine Arme nach einem Luftballon.

„Papa, Luftballon. Bitte, einen Luftballon!"

Um den Jakob wellt und tanzt die Masse der Menschen. Die Ballons haben Gesichter bekommen, schneiden Grimassen, die Puppe Benjamin ist lebendig geworden — nun hat sie eine eigene Stimme, braucht das Bauchreden nicht mehr, kichert: „Papa, Papa . . ."

Das Lebendige, das einst ihm gehörte, schwebt über die Menge, den roten und blauen Kugeln zu — dem Jakob ist nur die tote Puppe in der Hand geblieben. Die Augen, die entsetzt erkennenden Augen haften noch immer auf ihm.

„Jakob, schlaf nicht ein!" schreien die Bauern.

Er greift wahllos vor sich hin — das Lebkuchenherz. „Ich bin dir 3 = 4 + 4." „Ein Herz, ein Herz", seine Stimme ist plötzlich anders geworden, hallend und schwer. „Ein Herz hab ich gegeben, ganz billig, fast umsonst. Wer nimmt mein Herz — Ausverkauf, Ausverkauf — ich bin der billige Jakob."

Durch einen Nebel hält er das Herz in eine Richtung, den braunen Frauenaugen zu, die ihn noch immer fassungslos ansehen. Die Bauern lachen. Und über die Brandung des Lachens hin klingt es schrill wie zerbrechendes Glas, ein Ruf, ein Name. Wer heißt hier Theodor? Nichts da, der Jakob steht hier. Billig ist er, so billig — ein Herz für nichts . . . für nichts . . .

Ein Motor brummt schwer durch die Stimmenflut, ein Ballon weht hin, gleitet zwischen Buden und Ständen fort.

„Ein Herz — so billig — so billig —" Noch immer hält der Jakob das Herz vor sich hin.

„Hör endlich mit dem Herz auf! Langweilig bist heute, Jakob."

Aus dem Nebel werden wieder Gestalten, ruhig steht die Luftballontraube über der Menge, und die Puppe Benjamin hockt steif in den Bergen von Krimskrams.

„Der billige Jakob ist da — hopsassa!"

Unsere Kinder.

Von Ruth Thorrin.

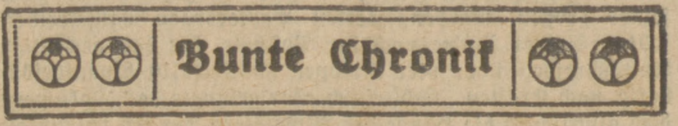
Der Lehrer einer Dorfschule macht den Kleinen in primitiver Form Orthographieunterschiede klar: „Zuwörter werden klein geschrieben, die könnt ihr nicht anfassen, Hauptwörter werden groß geschrieben; alles, was ihr anfassen könnt: Tisch, Stuhl, Tafel, Schwamm und so weiter wird groß geschrieben." Er diktiert darauf die Geschichte vom Hasen und Igel, und der beste seiner Schüler hat konsequent das Wort Igel klein geschrieben. Befragt, erklärt er seelenruhig: „igel wird nich groß geschrieben, den kann man nich anfassen."

*

„Vati" — quälen die beiden kleinen Buben, „nun mußt du aber auch sagen, was du dir zum Geburtstage wünschest." — „Ich wünsche mir — zwei recht artige Jungen." — Indianergeheul: „Au ja, dann sind wir vier!!"

*

„Vati, unser Naturgeschichtslehrer sagt, vielleicht stammten wir doch von den Affen ab." — „Dummer Bengel, du kannst ja gern vom Affen abstammen, ich jedenfalls nicht."



Ein seltsames Verbot.

Im amerikanischen Staate Connecticut wurde kürzlich ein seltsames Verbot erlassen. Danach ist es im Hoheitsbereich dieses Staates nunmehr verboten, brennende Zigarettenstummel aus Flugzeugen zu werfen. Es soll dort nämlich vorgekommen sein, daß diese Stummel noch glimmten, nachdem sie den Erdboden erreicht hatten. Einige diesjährige Waldbrände will man auf diese Unachtsamkeit einiger Piloten zurückgeführt haben. Behördlicherseits unternommene Versuche ergaben im übrigen den einwandfreien Beweis, daß mehrere Zigaretten, die von einem Fluzeug aus einer Höhe von 700 Metern in brennendem Zustand zur Erde geworfen wurden, tatsächlich noch auf dem Boden weiterbrannten. Das Ergebnis dieses Experiments bestätigte somit die Zweckmäßigkeit des Verbots, das bei einiger Überlegung durchaus angebracht erscheint. Die Amerikaner sind überhaupt merkwürdige Käuze. Nächstens wird man sich im Staate Connecticut vielleicht den schlechten Scherz erlauben, mit brennenden Zigarettenstummeln vom Flugzeug aus, niedliche kleine Waldbrände zu verursachen. Denn Verbote sind in den Vereinigten Staaten dazu da, übertreten zu werden, und im Lande der in vieler Hinsicht noch immer unbegrenzten Möglichkeiten ereignet sich viel Ungereimtes.

*

Erst Tränengas, dann Bad.

Ein Araber namens Mahudi Mamud ben Mustapha, neunfach vorbestraft, war wieder einmal in Paris festgenommen worden. Da er einen penetranten Duft um sich verbreitete, wurde er im Untersuchungsgefängnis zum Baden kommandiert. Es stellte sich heraus, daß er einen Schwur getan hatte, sich niemals zu waschen. Alles Zureden half nichts, und als man mit Gewalt vorgehen wollte, ergriff er alle erreichbaren Gegenstände und schlug wild damit um sich. Erst nach Anwendung von Tränengas konnte er überwältigt werden. „Echo de Paris" meint, es erhebe sich aber die juristische Frage, ob man Mahudi zum Baden zwingen könne. Es gebe zwar allerhand Strafen, vom Gefängnis bis zur Deportation, aber in keinem Gesetzbuch sei die Dusche vorgesehen, die dieser Delinquent doch nun einmal für eine Strafe halte.



Lustige Ecke



* **Eine lustige Wette.** In einer fröhlichen Gesellschaft sagte einmal Mozart zu Haydn:

„Ich wette um sechs Flaschen Champagner, daß ich ein Stück komponieren werde, das Sie nicht vom Blatt spielen können."

Haydn schlug ein, und Mozart warf rasch ein paar Noten aufs Papier. Haydn staunte zunächst über die Leichtigkeit der Komposition. Plötzlich aber stutzte er, schüttelte den Kopf und erklärte nachdenklich:

„Sie haben recht, es ist mir in der Tat unmöglich, das vom Blatt zu spielen. An den äußersten Enden des Klaviers sind meine beiden Hände beschäftigt und dann soll ich auch noch in der Mitte eine Taste anschlagen?"

„Ich kann's", rief Mozart triumphierend. Sprach's und berührte mit seiner langen Nase treffsicher die gewünschte Taste.

Haydn schmunzelte und mußte zugeben, daß er mit seiner Stumpfnase nicht dazu imstande sei.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. o., beide in Bromberg